Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 227 (1948)

Artikel: Nei au!
Autor: Tobler-Schmid, Frieda
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375337

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

führung des handförmigen Flachdochtens mit einem Schraubenbrenner verbessert. Dies geschah um 1780. Früher mußte man den Docht, so wie er heruntergebrannt war, ständig mit einem Haken herausziehen. Seit 1783 wurde dieser Flachdocht durch den röhrenartigen Hohldocht mit Rundbrenner ersetzt, eine Erfindung des Genfers Aimé Argand (1755–1803). Dem Rußen, Flackern und Rauchen der ungeschützten Flamme, die auch einen schlechten Geruch verbreitete, half kurze Zeit darauf die vom Franzosen Guinqué gemachte Erfindung der Glaszylinder ab. Die auf diesem Prinzip fußende Lampe hat sich mit den mannigfaltigsten Verbesserungen bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Als Brennstoff diente immer noch Öl. Die Anwendung des Petroleums als Lichtquelle um 1850 hat dann einen der bedeutendsten Fortschritte in der Beleuchtungstechnik gebracht. Doch wurde diese mit der Einführung des Gaslichtes in den 1880er Jahren wieder auf eine ganz neue Basis gestellt, vom einfachen Brenner bis zum Gasglühlicht.

Einen völligen Umsturz brachte dann die Einführung des elektrischen Lichtes.

Der moderne Mensch kann sich kaum vorstellen, unter wie unzureichenden und primitiven Beleuchtungsverhältnissen unsere Vorfahren gewirkt und gelebt haben.

Der erste glückliche Tag im Leben eines Kaufherrn

Christian Fürchtegott Gellert, der liebenswürdige Dichter so vieler Kirchenlieder, war bekanntlich Professor in Leipzig zur Zeit als Goethe dort studierte. Professor der Moral. Aber Gellert hielt über die Moral nicht bloß vom Katheder herab Vorlesungen, sondern er zeigte selber durch sein Leben, was Moral ist, wie man handeln und wandeln soll. Er war ein Mann mit weitem Herzen und offener Hand.

Wie er einst auf den Wällen Leipzigs spazieren geht, sieht er vor sich eine Frau wandern, die bitterlich weint. Er holt sie ein und sagt:

„Hör Sie doch, Frau!"

Sie aber: „Ach, er kann mir doch nicht helfen."

„Sag Sie mir doch, was ist Ihr denn?"

„Ach, heut morgen ist uns befohlen worden, sofort unser Haus zu verlassen. Mein Mann liegt schwer krank, wir haben nichts zu essen und den Mietzins konnten wir nicht zahlen. Unser Wirt, der reiche Kaufmann, will nicht warten. Ich weiß nicht mehr, wohin."

„Wieviel beträgt denn der Mietzins?"

„Dreißig Taler, Herr."

Gellert war keineswegs einer von den glänzend besoldeten Professoren, sondern mußte sich ehrlich durchschlagen; aber er suchte die dreißig Taler, wie es eben ging, zusammen und sagte fröhlich:

„Nun, Frauchen, geh' Sie um 12 Uhr zu jenem reichen Herrn, aber nicht vorher, hör' Sie, und geb' Sie ihm das Geld; aber Sie sagt ihm kein Wort, wer Ihr das Geld gegeben."

Gleich darauf machte sich Gellert selber auf zu jenem Kaufmann. Der empfing den berühmten Professor sehr höflich.

Im Laufe des Gesprächs sagte Gellert:

„Ein so reicher Mann wie Sie wird gewiß von seinem Reichtum auch den besten Gebrauch machen. Und da ich das doch gern auch meinen Studenten sagen möchte, komme ich zu Ihnen, um von Ihnen zu lernen, wie man mit seinem Gelde Freude macht."

Der gute Mann war in seinen Gedanken noch ganz in seinem Hauptbuche mit „Soll und Haben" und wußte nicht, was er sagen sollte. Jetzt fing Gellert an, begeistert von der Freude und Seligkeit des Wohltuns zu sprechen. Der Kaufherr wurde tief bewegt. Gerade als Gellert ihm nahe ans Herz gegriffen, stürzt jene arme Frau herein und ruft:

„So Herr, hier sind Ihre dreißig Taler!"

„Ach, gute Frau," sagte der Kaufmann freundlich, „das hätte ja gar nicht so pressiert."

„Was, nicht pressiert? Haben Sie uns nicht heute mittag hinauswerfen wollen, meinen kranken Mann und meine Kinder? Und wenn der Herr da nicht gewesen wäre – ja," rief sie, „winken Sie nur, ich soll's nicht sagen! – so lägen wir jetzt auf der Straße."

Mit welchen Augen der Kaufmann unseren Gellert anschaute, läßt sich nicht sagen. „Ach, ich sehe," sagte er, „daß Sie nicht nur ein Professor der Moral sind, sondern auch ebenso schön handeln; so lehren Sie mich's auch, kommen Sie, wir wollen zu dem kranken Manne gehen."

Er ließ anspannen, sie fuhren hin und fanden großes Elend. Tief ergriffen ließ der Kaufmann den Kranken sogleich nach dem Krankenhaus bringen, den ältesten Sohn nahm er zu sich und sagte: „Von nun an gehört die Familie mir. Ihnen, Herr Professor, muß ich gestehen, das ist heute der erste Tag meines Lebens, an dem ich glücklich gewesen bin; nun weiß ich, was Leben ist, und das will ich Ihnen ewig danken." J. N.

Nei au!

's jung Mägtli mues vom Esse weg,
wil dosse näbert lüütet.
Si Meischteri säät, gang no schnell
go luege, was's bedüütet!

Wert onderdeß de Kafi chalt,
das cha deer nünte mache;
vom chalte Kafi wert mer schö . . .
Drab mag das Mägtli lache!

Droff froogets denn, wos wider chonnt
ganz ernschtli ond mit Bsine:
„De Kafi, der wär jetze chalt,
isch gliich, wenns Milch hed dine?"

Frieda Tobler-Schmid.